



Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.

Nr. 14.

Wiesbaden, den 31. Dezember 1916.

6. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Aufwärts.“ von K. Hesselbacher. — „Der Neujahrsvrath.“ von B. Russe. — „Jürgen Simms Erbscheker.“ von G. Krümer. — „Geltzer Ged.“

Zum Geleite.

Der geistige Mut übertrifft die körperliche Kraft, er sei ein Schwert, das in der Scheide der Klugheit ruht, für die Gelegenheit bereitet.
Gracian.

Aufwärts.

Von Karl Hesselbacher.

Ein Bild aus vergangenen Jahren steigt mir in der Erinnerung auf: Es war damals, als der Engländerkönig Eduard VII. sein anseliges Einkreisungswerk trieb und alle Völker Europas gegen uns Deutsche zu einem einzigen Bunde zusammenzuschmieden suchte. Durch viele auswärtige Zeitungen, die uns haßten, lief das Geschrei des Triumphes darüber, daß wir nun bald von einer Uebermacht umgeben seien, die uns sicher zermalmen werde. Es werde uns gehen wie dem Eber, der von allen Seiten von den Jägern umstellt ist, „eingekreist“ ist, und dem nichts übrig bleibt, als sich den tödlichen Genickschlag geben zu lassen. Damals hat der erste „Zeppelin“ seinen wunderbaren Flug über das deutsche Land getan. Mir ist, als sehe ich heute noch die zarte bleistift dünne Linie des Luftschiffes, das über den Rhein flog, während wir auf einer Höhe der Bergstraße sein scheinbar ganz langsames Vorrücken in der Luft wie ein Zauberwerk betrachteten.

In jener Zeit hat eine sehr bekannte deutsche Zeitung ein Bild gebracht, auf dem der „deutsche Michel“ dargestellt war, wie er fröhlich auf dem Luftschiff in die Höhe sich schwingt, während unten die verdutzten, betroffenen Gesichter der Feinde heraufstarrten: der Mann mit dem Tropenhelm, der Engländer, der mit dem roten Käppi, der Franzose, und der mit der Pelzzottelkappe, der Russen! Und drunten stand: „Toller Kerl, der Deutsche! kreist man ihn unten ein, fliegt er oben hinaus!“

Das Bild war trotz seines fröhlichen Lichtes doch von verborgenem, schweren Ernst. Damals hat ihn keiner in seiner ganzen Schwere gespürt. Aber jetzt spüren wir ihn. Es ist ein furchtbares Schicksal, dies Schicksal, das uns getroffen hat. Die Schlingen sind fein gelegt, das muß man den Jägern lassen, die den deutschen Eber gehehrt haben. Sie haben einen Kreis von Eisen und Feuer um uns gelegt, und es ist nicht zum Wundernehmen, wenn einem das Herz droh gewaltig zu pochen anfängt. Das Teufelswerk ist fein ausgesponnen und mit tausend Tücken durchgeführt worden.

Aber der Mann, der jenes Bild gezeichnet hat, war kein Kopfhänger. Der schrie nicht: „Verloren!“ Sondern der rief: „Oben hinaus!“ Damit wollte er sagen: Das ist deutsche Art und deutscher Geist, das er erst recht dann sich regt, wenn die Welt meint, jetzt sei aller Tage Abend! Das war der stolze Glaube, der sich seither in den zwei bitteren Kriegsjahren so herrlich bewährt hat: die ruhige und feste Kraft, die im deutschen Herzen schlummert, bricht wie Sturmwind und Feuerzungen hervor, gerade dann, wenn der Feind meint, er habe auch den letzten Ausweg verrammelt und keine Macht der Erde könne den verhassten Deutschen von seinem Untergang retten. Es ist ein wirkliches Wunder, das wir erlebt haben: wie allemal dann, wenn wir ans Zittern kommen wollten, ein neuer Weg sich fand, den keiner geahnt hatte, und der doch alle Bosheit der Feinde zu schanden gemacht hat!

Oben hinaus, das war deutscher Weg mitten in der Not.

Und doch scheint mir ein noch viel tieferer Sinn in diesem Bild zu liegen, als der Maler es wohl geahnt hat. Denn der Maler wollte das Cruzlied von der deutschen Kraft singen. Wer recht zusieht, der merkt, daß er das Hohelied von dem deutschen Glauben gesungen hat!

Denn was hat uns denn diese innere Kraft gegeben, die auch dem tollsten Ansturm nicht weicht, sondern gestrotzt in den Kampf mit dem zehnfach überlegenen Gegner zieht? War es nicht ein Verslein, das sie alle sangen, die Alten und die Jungen, die Frauen und Kinder so gut wie die Männer in Wehr und Waffe? Das eine Verslein: „Und wenn die Welt voll Teufel wär und wollt uns gar verschlingen, so fürchten wir uns nicht so sehr, es soll uns doch gelingen!“? Und was Klang und brauste in diesem Verslein? Etwa das trohige Zutrauen auf unseren Arm und unser Hirn? Nicht wahr, damit wären wir nicht durchgekommen! Wenigstens weiß ich viele Hunderte von Wackeren und Tapferen, die bei aller Zuversicht über

deutsche Waffenkraft und deutschen Todesmut doch damit nicht ausgekommen sind, sondern immer wieder gesagt haben: „Was mich stille macht und getroßt, das ist das Zutrauen, daß wir Gottes Wege gehen — durch Not und Leid hindurch dennoch seine Wege!“

So flogen die Herzen „oben hinaus“! Es war wie damals, als die Männer zu den Freiheitskämpfen zogen und der Sänger ihnen zurief: „... Hebt die Herzen himmelan und himmelan die Hände!“ Darin lag der erschütterliche Mut unserer Besten und Festesten: „Wir gehen an seiner Hand und schlagen seine Kriege und lösen sein Werk, das er uns aufgegeben hat, daß wir es vollbrächten!“

„Er fliegt oben hinaus!“ — ja, das war die prophetische Botschaft von unserer Zukunft voll Jammers, aber auch voll herrlichen Sieges — in Gottes Namen!

Und jetzt? Soll's jetzt anders werden, wo es hart auf hart geht? Jetzt, wo die Gegner alle ihre Kräfte zusammengebracht haben und höhnisch schreien: „Nun ist Deutschland am Boden“?

Nein: jetzt muß es erst recht heißen: „Oben hinaus“! Jetzt muß sich weisen, was an deutschem Glaubensmut in unseren Seelen steckt! Ihr kennt doch die Geschichte vom „Michel“, der als Kutscher fuhr und unter die Räuber fiel? Solange nicht alle die Schwächer über ihn herfielen, ließ er ihre Schläge auf sich fallen und wehrte sich nicht groß. Aber als sie alle ihn auf den Boden ringen wollten, reckte er sich in seiner ganzen Kraft und trieb sie zu Paaren, bis er allein das Kampffeld inne hatte. Und als man ihn fragte: „Warum hast du denn so lange auf dir herumtrommeln lassen? Und warst doch stärker als sie alle?“ — da sagte er lächelnd: „Warm muß ich werden!“ Das ist das Bild deutscher Riesen-Entschlossenheit, erst dann die letzte Kraft einzusetzen, wenn es auf das Letzte geht.

Und davon brauchen wir jetzt etwas! „Warm muß ich werden!“ das gilt von nichts mehr als von unserem Glauben. Der war oft beschämend kalt. Da war so viel Wenn und Aber dabei. Ein halbes höfliches Verbeugen vor unserm Herrgott — dann befand man sich wieder sehr wohl auf den eigenen Beinen. Kein Wunder, daß solch ein Glaube sich keinen Meter hoch vom Erdboden hob, sondern sich ansah wie ein Kriechen auf Krüden! Aber jetzt — muß ein anderes Wesen her! Jetzt müssen wir alle warm werden und den Flug „oben hinaus“ miteinander wagen. Ohne dies „Oben hinaus“ kommen wir nicht durch den Kreis, den sie unten um uns geschlossen haben! Aber mit dem Flug „aufwärts“ werden alle die Schliche und Pfiffe, mit denen sie uns umgarnt haben, dennoch zunichte. Das ist unsere höchste Kraft, die wir haben: der Glaube, der nicht losläßt von der Gewißheit: „Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch an die Sonnen; oder: wie wir es besser sagen müssen: „Das feinste Gespinnst der menschlichen Bosheit wird durch Gottes feste Hand in Fetzen gerissen!“ Das ist und bleibt unsere feste Zuversicht für und für: Gottes Weg ist nicht der Weg des Verderbens, sondern der Weg des Erbarmens! Und drum reißt er uns empor aus aller Nacht und Sorge der Zeit zu der fröhlichen Gewißheit: in Ihm ist unser Sieg! Das muß unser Flug sein, wenn man uns unten einkreist: „Oben hinaus!“



Der Neujahrsbraten.

Belgrader Humoreske von Brankislav Rusic.

Wie jeder guter Hausvater kaufte ich mir mein Ferkel noch am Freitag vor Neujahr, wo sie noch billiger zu haben sind als bei „Börse und Schlub“ am Samstag. Ich besleitete in eigenster Person den Träger nach Hause, betastete es vor versammelter Familie mit dem üblichen Schmunzeln, worauf es

meine Frau, meine Schwiegermutter, meine Schwägerin und die Kinder, bis auf die Köchin, in gleicher Weise und mit demselben Schmunzeln beehrten. Beinahe hätte ich auf bringendes Anraten der Schwiegermutter sogar noch den Ferkel geholt, damit er den Braten vor dem Schlachten noch einsegnen!

Nun begann das übliche Treiben. Ihr kennt es mehr oder weniger alle, aber bei mir zu Hause bot sich etwa folgendes Bild: meine Frau wäscht den Kindern wohl zum drittenmal den Kopf und bindet ihnen dann wahrhaftige Turbane um. Die Schwiegermutter hat sich wieder einmal ihre beliebten kalten Umschläge gegen ihr Halsweh angelegt und sitzt nun, unter dem Schutze einer riesigen Wolldecke, am Ofen. Die Schwägerin näht und bastelt an ihrem neuen Ballkleid; ich kann leider nicht genau damit dienen, das wievielte in diesem Jahr es ist. . . . Meine Frau, um nicht unverbunden zu sein, hat sich zur Abwechslung den Kopf verbunden — Kopfschmerzen, verursacht durch den Neger, den ihr immer vor den Feiertagen die Lieferanten und sonstigen lieben Menschen bereiten. Dabei bearbeitet sie aber eifrig ein paar weiße Handschuhe mit Venzin, die Köchin enttäubt im Hofe — des hohen Schnees wegen mit meinen alten Soldatenstiefeln angetan — die Teppiche. Ich sitze — in Folge der allgemeinen politischen Lage im Hause — mühsam still in einer Ecke und rasiere mich.

Da stürzt, wie ein Blitz von heiterem Himmel, mitten in diese Idylle die besenbewehrte Köchin ins Zimmer, mit dem Schreckensrufe: „Das Ferkel ist entwischt!“

Eine einschlagende Bombe hätte keine größere Panik hervorgerufen können. Ein einziger Aufschrei aus mehreren Köchen, und draußen waren wir, dem Flüchtlinge nach. Allen voran ich, regelrecht eingeseift und mit umgebundenen Handtuche, mir nach meine Frau, mit verbundenem Kopfe und ihren weißen Handschuhen an den Händen, darauf die Schwiegermutter, die sich im Laufen der schlüpfenden Wolldecke vergeblich zu erwehren sucht, dann die Schwägerin mit der Balltoilette unter dem Arme, ihr nach die bestiefelte, besenbewehrte Köchin, und am Schluß des Zugens die beiden beturbanten Kinder.

Ich übernahm sofort den Oberbefehl über diese verfügbaren Streitkräfte. Der Feind zog sich in Unordnung und großer Eile zurück, wir blieben ihm aber auf den Fersen — fürs erste ohne jegliche Verluste unsererseits. Nur, daß unter weas der Schwiegermutter der Halsverband herunterfiel und der Köchin ein Stiefel im Schnee stecken blieb. Sonst war die Moral meiner Truppen ausgezeichnet, sodas wir des Sieges gewiß waren.

Nachdem wir den Kriegsschauplatz abwechselnd bereits auf drei Belgrader Straßen übertragen hatten, gelang es dem Feinde, einen neutralen Hof zu gewinnen. Ich traf sofort energisch meine Verfügungen. Die schwere Artillerie, das heißt die Schwiegermutter, stellte ich derart auf, daß sie den ganzen Hof bestreichen konnte; die Köchin stellte ich als Reserve bei einem gewissen Orte auf, während ich die Schützen — die Kinder — sofort schwärmen und vorgehen ließ. Ich selbst unternahm eine gewalttätige Reconnoissance. Schon rechneten wir mit einem sicheren Siege. Aber das Kriegsalück ist bekanntlich unberechenbar. Auch der kleinste Unterstand, den man übersehen, kann verhängnisvoll werden. So ging es auch uns. Eine Deckung im Baume gestattete dem Ferkel, in einen ganz anderen Hof zu entweichen und so jede weitere Fortsetzung des Kampfes gegenstandslos zu machen.

Unsere traurige Heimkehr alich dem Rückzuge Napoleons großer Armee aus Rußland. In dichte Schneefuden gehüllt, marschierte ich gekentkten Hauptes und hinter mir „besiegt und geschlagen das tapfere Heer. . . .“ Und der Schnee fiel und fiel, während dort, irgendwo in einer fernen Vorstadt, irgend jemand, erfreut über den unerwarteten Neujahrsbraten, mein Ferkel mit lästernen Blicken maß und betastete — natürlich nicht ohne das übliche Schmunzeln. Und während ich so in trüber Stimmung das Fest erwartete, ward mir ein Trost: ich erfuhr, daß auch dem Herrn Minister des Innern sein Ferkel entwischt sei. Denkt euch nur, dem Minister des Innern, dem Polizeigewaltigen, passiert ausgerechnet dasselbe Pech wie mir!

Gesetzt den Fall, mein und des Herrn Ministers Ferkel hätten in sträflichem Einvernehmen gehandelt — da hätten wir ja einen gewissen Anknüpfungspunkt zwischen unseren beiden Familien! Aber natürlich, der Herr Minister hatte es ja nicht nötig, wie ich an der Spitze einer Freiwilligenschar dem Ferkel nachzueilen; er hat einfach die Belgrader Präfektur angeklingselt:

„Der Minister des Innern: mein Ferkel ist mir entwischt!“

„Zu Befehl, Herr Minister.“

Sofort ruft natürlich die Belgrader Präfektur sämtliche Bezirksämter an. Nun verzeht nicht, daß zu Neujahr die

großen Beförderungs-Erlasse erscheinen. Ihr könnt euch schon denken, wie es so manchem Polizeibeamten entfährt: „Donnerwetter, dieses Ferkel kann mir noch eine außertourliche Beförderung verschaffen!“ Und darauf natürlich an die Arbeit. Es dauerte gar nicht lange, da geht schon der inspizierende Polizeibeamte des Bezirkes Innere Stadt des Weges. Hinter ihm ein Gendarm mit einem Ferkel auf dem Arme. Geradeswegs zur Privatwohnung des Ministers. „Herr Minister, melde gehorsamst, die sofort eingeleitete Untersuchung ergab alsbald die Auffindung des Blüchtlings!“ Zwanzig Minuten später kommt schon der diensthabende Beamte des Bezirkes „Bracar“ (Westen), hinter ihm natürlich ein Gendarm mit einem Ferkel. „Herr Minister, melde gehorsamst“ . . . usw. . . . Wieder vergehen keine zwanzig Minuten, da sehen wir den Inspizierenden des Savebezirkes, Gendarm und Ferkel. Herr Minister, melde gehorsamst . . . usw. . . . Schon drei Ferkel grunzen in der ministeriellen Küche, schon drei Polizeibeamte träumen von außerordentlicher Neujahrsbeförderung, da kommt auch schon der vierte, der hatte ziemlich weit, — der Beamte des Donaubezirkes —, hinter ihm, etwas geniert wegen der ungewohnten Würde, ein Gendarm.

„Herr Minister, melde gehorsamst, daß ich das verlustig gegangene Ferkel sofort aufgefunden habe.“ Er wollte gerade noch einige Einzelheiten gehorsamst melden, als ein Wagen vorfuhr. Ihn entseigt der Toxicider Polizeikommissär, der keineswegs hinter seinen Kollegen zurückbleiben wollte. „Denken Sie sich, Herr Minister, bis nach Toxicider ist es gelaufen, aber meinen Leuten konnte es doch nicht entweichen.“

Schließlich kommt pustend und schwitzend der Beamte des Bezirkes Pallula; der hatte Pech gehabt. Er konnte auf dem Markt keine Ferkel mehr kaufen und mußte sich mit einem gemästeten Truthahne begnügen. Aber, man wird doch nicht etwa so kleinlich sein und ihn deswegen zurücksehen. . . . Der Minister ist ganz außer sich vor Verlegenheit. Ein Ferkel nach dem andern, und nun noch als Krone dieser Truthahn.

„Aber lieber Freund, es ist mir doch, um Himmels Willen, kein Truthahn entwischt!“

„Wissen Sie das ganz gewiß, Herr Minister? Wohlthätigweise hat Ihr Koch auch einen Truthahn beschafft. Ich möchte doch, meine Nachforschungen . . .“ Während ich so um meinen Braten kam, grunzte in des Ministers Küche je ein Vertreter beinahe sämtlicher Belgrader Bezirke und je ein Beamter erwartete die Beförderung. Ich hätte an der Stelle des Ministers ein telegraphisches Rundschreiben an alle Kreispräsidenten im Lande gerichtet.



Jürgen Simms Sylvester.

Von C. I. Krämer.

Jürgen Simm, armer Kerl. Gerade zu Sylvester hatte er sein Heldenstück machen wollen. Und gerade zu Sylvester liegt er gefangen, und wartet in dem französischen Unterstand auf feucht-taltem Lehm seinem Geschick entgegen. Armer Jürgen Simm!

Leise, ganz leise dachte er das Gedrähte zu durchschneiden, und wenn es glückte — aber ach, es ist ihm gründlich vorbeigelungen. Ach ja! Wahrscheinlich bekam die Wache, die draußen im Kot auf und ab stapfte — tapp tapp tapp — hernach den Befehl, ihn zum nächsten Franzosendorf zu bringen in sicheren Gewahrsam. Wenn es dem Mann aber unterwegs zu viel wurde, wegen eines Einzigen ein paar weite Stunden zu marschieren, dann erschöpfte er ihn wohl kurzerhand, irgendwo auf freiem Felde. Kein Hahn würde darnach krähen. Zu oft ist dergleichen erzählt worden. Der junge freiwillige seufzt tief: ach Gott ja, es stirbt sich nicht leicht mit siebzehn Jahren zu Sylvester.

Noch war's ihm wie ein Traum, wie da gleich beim ersten Scherenschnitt in den Drahtverhau ein leises Geflüster und Geklingel anhebt. Zum Donnerwetter — denkt er — läuten sie denn jetzt schon das neue Jahr ein? — Da — beim nächsten Schnitt geistert wieder das Geklingel. Und dann — ja dann schießen die vom jenseitigen Graben wie die Wilden. Jürgen Simm wühlt sich wie ein Maulwurf in den zähen Schlamm — und da löst sich ihm auch das Geheimnisvolle: Von unten auf kann er

erkennen, daß die ganzen Drähte — wie der Weihnachtsbaum mit Äpfeln und Nüssen — mit alten Konserven- und Sardinenbüchsen behängt sind. Die können freilich bei der leisesten Berührung das Klingelsignal geben. — Das müßten die Deutschen nachmachen. Aber ach, er würde es ihnen nimmer sagen können — er nicht.

Ein Vorhang von grober Sadleinwand trennt ihn in seinem Versteck von den beiden französischen Soldaten, die hier draußen, ein Stück weit hinter ihrem Graben, die Feldwache halten. Man kann leicht aus dem Dunkel in den von zwei Kerzen beleuchteten Raum hineinschauen; und kein Wort und „eine Geste entgeht Jürgen.“

Da trägt der jüngere Franzose aus der Ecke eine Flasche herbei und noch eine, und wieder eine. Und die vierte und die fünfte. Und erzählt, sie kämen ihm von daheim „la bonne année“ zu feiern; und „maman“ habe das Rezept einmal von einer deutschen Frau bekommen, und es wäre gekochter Rotwein mit Zucker und Zimt und müßte eigentlich heiß getrunken werden.

Wehmütig hört Jürgen dies mit an und blickt nach der Leuchtuhr an seinem Handgelenk. Sehn vorbei. Daheim begann nun auch Mutter den Glühwein zu brauen. — Und er lag hier und würde bald zu sterben gehen.

„Ah les boches“ — fährt der Franzose fort, was das Trinken anbelange . . . oh sie hätten immerzu ihre hübschen Räumchen. Und dann müßten sie Verje oder dies widerliche „Gurrah“ in die Luft hinausbrüllen. Dabei beginnt er die Flaschen zu entkorken und ein jeder nimmt sich wohlbehaglich eine vor. Es schadet nichts — meint der Spender — daß sie keine Gläser hätten, denn gleich direkt aus der Flasche trinken, sei wie dieser Wein selber „dérivable allemand“. Und daran anknüpfend, ward wieder einmal das Thema von deutscher Barbarei und französischer Kultur abgewandelt. Und es wäre ein wahrer Segen für die Menschheit — meinten sie — daß diese Deutschen nun gemacht vom Erdboden verschwänden durch diesen Krieg, den sie auf so gewissenlose Weise hervorgerufen, „le Kaiser“ an der Spitze. Und sie seien ja nun bald so weit — diese „boches“ — daß sie um einen glimpflichen Frieden betteln kämen. Und daraufhin nahmen sie eine Landkarte vor und verteilten das arme deutsche Reich.

Und tranken immer fort. Und wären bei Deutschlands Aufteilung beinahe miteinander in Streit geraten. Doch mit eins sprang der Aeltere, dem aus dem Weine wohl die Wahrheit ward für kurze Zeit, in die Höhe und schrie, dies alles wäre der helle Wahnsinn und sie glaubten ja selber schon lange nicht mehr an all dies Zeug. Denn im Gegenteil, gerade sie — die Franzosen — würden gut daran tun, um Frieden zu bitten, weil nur ein schnelles Ende des Krieges . . . des Krieges, den nicht die Deutschen angefangen, „non plus le Wilhelm“ schrie er, sondern die, die daheim in Paris immerzu „Revanche“ gebrüllt hätten.

Nur mit Mühe vermag ihn der andere zu beruhigen. Und zwar dadurch, daß er wiederholt nach dem Vorhang zeigt, dahinter der Gefangene jedes Wort auffange. Und ferner indem er ein Spiel Karten aus der Tasche zieht, darein versunken bald die Beiden sitzen.

Jürgen Simm entziffert seiner Uhr die elfte Stunde. Wiederum denkt er heim. Jetzt gab Mutter dem Vater den Crank zu kosten, und der wirft selber noch ein paar Stängel Zimt in den Messingkessel. Dann sieht er Vater auf den Holzstuhl steigen — wehe wenn er einen gepolsterten dazu hernimmt — um nach der Sitte zu Sylvester den Weihnachtsbaum noch einmal zu entzünden. Und bald duftet der gekochte Wein und Äpfel und Nüsse und Tannen zweige ineinander. Und natürlich ist Onkel Claus hergekommen und Onkel Veit und die dicke Tante Barba. Und Mutter und Tante erzählen einander sogleich, was ihre Jungens aus dem Felde geschrieben haben.

Ach Mütterchen, wenn Du wüßtest, daß Deiner — während da in Deinen Augen die Strahlen der Weihnachtslichter sich einen mit dem Strahl der Freude, — ach Mutter, wenn Du wüßtest, daß indessen Dein Bub . . .

Aber wie, soll es denn gar keinen anderen Weg geben, als den Tod oder in die Gefangenschaft . . .? Er, jung und unverwundet soll hier still liegen und zuwarten, was

ihnen mit ihm zu tun beliebte? Oh, wenn sie ihm wenigstens den Revolver gelassen hätten, aber so gänzlich waffenlos wie er nun war. . . . Und doch. Hatte man denn ganz umsonst vom frühesten Knabentum an den ganzen Indianergeschichten-Büchermarkt beherrscht? Was würde zum Beispiel Chinchakgook, die Rothaut; oder Billy, das Falkenaugen in einem solchen Falle getan haben? Besonders Billy, der immer noch einen Ausweg fand, auch wenn ein jeder verrammelt schien.

Gott, wie kam er denn nur gerade jetzt auf diesen Unsinn? Ah richtig, um eine Kriegslist sollte es gehen. Doch nicht das Geringsste wollte ihm einfallen.

Er greift in die Tasche nach seinem Notizbuch, vielleicht soll er noch ein paar Worte aufschreiben für alle Fälle —? Da bekommt er das große, feldgraue Taschentuch zu greifen, das Mutter dem letzten Paket sorglich beigelegt. Und wie eine Erleuchtung steht es vor ihm: da hat er ja die schönste Waffe sich und fertig in der Tasche, Ach, wenn da bloß nicht ihrer dreie wären, für einen sollte das wohl einen feinen Knebel abgeben.

Die nebenan bei ihrem Kartenspiel sind still und stiller geworden. Nur der jüngere gähnt hörbar. Endlich legt er die Karten sanft nieder, die Arme auf den Tisch und schwer sinkt der Kopf darein. Und ist auf keine Weise mehr zu ermuntern. Da starrt sein Kamerad erst eine Weile vor sich, nimmt dann noch einmal einen langen glückseligen Schluck, endlich erhebt er sich und geht — wie es Jürgen dünkt mit unsicheren Schritten auf den Verschlag zu. Der junge Deutsche stellt sich — aus irgend einem dunklen Gefühl — so, als ob er fest schlief. Der Franzose murmelt, indem er die Sackleinwand hoch hält, einen Fluch oder ein „cochon“, läßt aber — sogleich zufrieden — den Vorhang wieder fallen. — Dann macht auch er es sich zu Behagen, indem er sich auf der niederen Bank, das Gesicht der Wand zugekehrt, längelang streckt.

Wie er dies wahrnimmt, klopft dem jungen Jürgen schnell und laut das Herz, und wie auch noch friedenvolles Geschnarche die Hütte erfüllt, da denkt er so: Lieber, guter deutscher Glühwein, ich danke dir.“

Und schon streift er die schweren Reiterstiefel ab. Nicht die Strümpfe, weil auf dem feuchten Lehm die nackten Füße zu sehr klatschen möchten. Wie oft hat er die behutsamste Art ausprobiert beim Kaulquappenfangen daheim im nahen Teich. Und die Sackleinwand in die Höhe. Und — eins — zwei ist er den schmalen Raum hindurch. Und — eins — zwei liegt die Wache — trotz all der Waffen hilflos geknebelt draußen am Boden.

Und schon rennt Jürgen Simm querfeldein durch die Winternacht. Weg und Steg kennt er genau und er weiß, er hat eine Stunde in gestrecktem Galopp über das freie Feld dahin. Da hallen auch schon Schüsse. Und weit dahinten Schritte. Doch so wie er, lief wohl keiner. Und auch keine Kugel trifft ihr Ziel.

„Prosit Neujahr“ jubelt Jürgen Simm. Und stürmt froher den eigenen Graben, wie damals einer einen feindlichen genommen hat. Prosit Neujahr — so laut, daß die drinnen fürchten, er verrate sie dem Feind. Und außerdem wäre da gar nichts zu rufen, denn noch fehlten drei Minuten auf Mitternacht. Da erkennt der Gerettete, daß er den einständigen Weg in knapp vierundzwanzig Minuten zurückgelegt hat. Jetzt erst holt die Repetieruhr des Hauptmanns, die zur Zeitkontrolle auf dem Tische liegt, zur zwölften Stunde aus. Da gebietet der Vorgesetzte Ruhe, und wie die Uhr wie ein feines, stilles Stimmchen, dem dennoch alle lauschen, verklungen ist, kredenzt er selber das erste Glas des dampfenden Sylvesterpunsch, dem jungen freiwilligen Simm. Und fordert seinen Bericht ein.

Wie er geendet hat, da klingen die Gläser zusammen für den jungen Kameraden.

Und für des Vaterlandes Jugend.



Heitere Ecke.

Die Kleine Dorothea bekam auf ihrer ersten Gesellschaft feld' Heimweh und weinte so bitterlich, daß die Mutter der kleinen Gastgeberin es für besser hielt, ihr zu raten, nach Hause zu gehen. Dorothea folgte diesem Rate, aber wenige Minuten später fand die Mutter ihrer Freundin, als sie auf ein schlüchternes Klingeln die Tür öffnete, die Kleine wieder davor. — „Nun Dorothea, es freut mich, dich wiederzusehen. Hast du dich entschlossen, zu uns zurückzukommen?“ — „Nein, gnädige Frau, ich habe nur vergessen, mich für den schönen Nachmittag zu bedanken.“

Ein Amerikaner ging einst nach Windsor Castle und bestand darauf, den König Georg zu sprechen. Man sagte ihm, daß dies unmöglich sei, da er den König nur sprechen könne, wenn er zur Audienz befohlen sei. Trotzdem bestand er auf seinem Begehren; und dann sagte man ihm kurz und bündig, daß er, ehe er den König sprechen könne, erst einmal den Grund seines Besuches angeben müsse. Er entgegnet, daß er ihm ein neues Möbelstück zeigen wolle — ein Thronbett, das ein richtiger Thron bei Tage und ein richtiges Bett bei Nacht sei.

Ein europäischer Aufseher, der bei einem Bahnbau in Inner-Afrika eine Rotte Eingeborener unter sich hatte, besah ein Glasauge. Dies pflegte er auf einen Felsblock in voller Sicht der Reiter zu legen und sich dann zum Schlafen an ein schattiges Plätzchen zurückzuziehen. Einige Tage lang hielt sie dieser schlaue Gedanke fleißig bei der Arbeit, bis einem Reiter die nicht minder schlaue Idee kam, das Auge mit einem Gute zu bedecken, worauf die anderen alle sofort die Arbeit unterbrachen, bis kurz vor der Rückkehr des Aufsehers von seinem Schlafen.

Ein italienischer Orgeldreher besah einen Affen, mit dem er während der Sommermonate arbeitete. Als die Nischen Herbsttage kamen und das Geschäft nachließ, gab er seine Mundgänge und Melodien auf. Ein ihm bekannter Ireländer bot ihm zehn Cents für den Tag, für die Erlaubnis, das Tier hegen und füttern zu dürfen. Der Handel wurde für die Dauer eines Monats abgeschlossen. Den Italiener packte die Neugierde, und unfähig, sie länger zu unterdrücken, ging er schließlich, unter dem Vorwande, seinen Liebling zu besuchen, hin, in Wirklichkeit aber, um herauszubringen, was für eine Verwendung Pat wohl für einen Affen haben könne. Der Ireländer war ganz offenherzig. „Die Sache ist so,“ sprach er, „ich habe in meinem Hof einen Pfahl aufgestellt mit dem Affen oben darauf. Jeden Abend kommen auf der dahinter liegenden Eisenbahn zehn bis zwölf Kohlenzüge vorüber. Auf jedem Wagen sind Landstreicher, als blinde Passagiere, und jeder wirkt nach dem Affen. Keiner hat ihn bis jetzt getroffen, aber ich habe sechzehn Tonnen Kohlen!“

Bisio: „Aber Karl wird wütend werden, wenn ich mit dir tanze.“ — Franz: „O, das ist in Ordnung. Karl ist rausgegangen. Ich sagte ihm, daß drüben in der Kneipe ein Mensch sei, der eine Runde nach der anderen spende.“

„Bochenlang nach dem Tode meines Mannes war ich außerstande zu schlafen.“ — „Soffentlich haben Sie das recht überstanden.“ antwortete die mitleidende Freundin. — „Ja. Die Advokaten fanden schließlich keine Lebensversicherungspolize in einem Schrankfach in der Bank, von dem er mir nie etwas gesagt hatte.“

„Glauben Sie nicht auch, daß die Umaebung eines Menschen ihn beeinflusst?“ — Nicht immer. Ich kannte einen Mann, der neun Jahre einen Sorenawagen fuhr und an Alkoholvergiftung starb.“

Der Eigentümer eines Fischteiches war nicht wenig enttäuscht, als er einen Mann ganz behaglich in seinem Teiche angeln sah, gerade unter einer mächtigen Wärmestafel, die das Angeln verbot. Mit eiligen Schritten näherte er sich dem Uebeltäter. „Hier, Sie da,“ sprubelte er los, „können Sie das Schild nicht lesen? Bissen Sie nicht, daß Sie hier auf fremdem Grund und Boden sind? Ich bitte Sie, sich ein für alle Mal zu merken, daß dieser Teich Privateigentum ist und von privater Seite mit Fischen besetzt ist, und daß das Angeln hier nicht erlaubt ist.“ — „Einen Augenblick, verehrter Herr,“ war die gelassene Entgegnung des Anglers, während er die Schnur einzog und den Angelhafen mit einem neuen Köder versah. „Würden Sie so liebenswürdig sein und mir sagen, mit was für Fischen Sie den Teich besetzt haben?“ — „Ich habe ihn mit Karpfen besetzt!“ schrie der erregte Besitzer, „und ich habe keine Lust —“ — „Dann ist alles in Ordnung,“ unterbrach ihn der Angler und warf die Angel aus. „Es liegt kein Anlaß vor, daß Sie sich aufregen. Ich angle nach Schleien.“